

Wenn er doch nur die Zeichnung verstünde! Seit er von ihr geträumt hatte, war er sich sicher, damit den Schlüssel zu allem in Händen zu halten. Jedoch: Beim besten Willen konnte er sich keinen Reim auf sie machen.

Es war früher Morgen und Siebenthal wanderte den Boltenhagener Strand entlang, den er sich um diese Zeit nur mit den Seevögeln und ein paar Hunden samt deren Besitzern teilen musste. Früher waren ihm hier am Meer die besten Ideen gekommen; doch seit geraumer Zeit war sein Verstand ungefähr so fruchtbar wie der Sand zwischen seinen Füßen.

Vor fünf Jahren hatte er seinen Beruf als Banker an den Nagel gehängt, um der Antwort auf die Frage nachzugehen, die ihn seit seiner Kindheit quälte: Gibt es Gott? Schon als Dreikäsehoch hatte er durch das Dachfenster seines Zimmers nach oben gestarrt und sich gefragt: Wer war da oben und was wollte er? Was wollte er vor allem von ihm? Es war der Beginn einer Suche gewesen, die ihn während der Schulzeit, während der er die Schule beendet, studiert und schließlich in den Beruf hineingeworfen hatte. Aber stets war die nagelnahe Frage im Hinterkopf geblieben.

Warum plagt mich das? Warum plagt mich das? Wenn er das wüsste. Gerold Siebenthal war nie an jenen Herrn Jesus Christus zu glauben, den er in den Augen des Religionslehrers gemalt hatte, wie er auf einem Baum hingehängt war. Jedenfalls nicht im Sinne eines erst jungfräulich geborenen und dann von einem verstandenen Sohnmanns Gottes. All das war ihm schon absurd erschienen, als er noch nicht einmal die Bedeutung des Wortes gekannt hatte.

Ganz zu schweigen von einer Ethik, die bedingungslose Nächstenliebe bis hin zur Selbstpreisgabe forderte. Jeden Fremden wie ein Mitglied der eigenen Familie behandeln? Auch noch die linke Wange hinhalten und das eigene Schwert zum Pflug umschmieden? Seine Feinde lieben? Das Leben als fortwährende Selbstverleugnung, um mit einem seligen Dämmerzustand im Jenseits belohnt zu werden: Wozu hatte Gott die Menschen überhaupt erschaffen, wenn es nicht auch darum ging, zu erobern und sich zu behaupten? Dann könnte er ebenso gut jeden

Neugeborenen in ein Wachkoma versetzen und Frieden herrschte auf Erden. Oder er hätte sich die Mühe der Schöpfung ganz sparen können.

So hatte Siebenthal die Frage nach Gott irgendwann in seinem Inneren vergraben und sich die letzten Glaubensreste mit der Lektüre von Richard Dawkins Buch „Der Gotteswahn“ ausgetrieben. Er fand sich damit ab, dass es weder ein höheres Wesen noch ein Paradies noch eine Hölle gab und er nach dem Tode schlicht in ein Nichts hinübergleiten würde. Stattdessen widmete er sich einer Karriere im Investmentbanking, erst bei Goldman Sachs, danach bei der Deutschen Bank. Glaubte, ohne Religion glücklich werden und ein normales, bürgerliches Leben führen zu können.

Doch irgendwann war die weiter in seinem Inneren nistende Frage wieder aus ihm hervorgebrochen wie Eiter aus einer Wunde. Sie hatte ihm den fürstlich bezahlten Job, die Ehe mit Dolores, sein ganzes Leben schal und leer erscheinen lassen. Als gähnte in seinem Inneren ein Loch, das er nicht mit den Ablenkungen füllen konnte, die anderen Menschen genügten.

Seitdem befasste er sich systematisch mit Religion und war bald auf ein grundlegendes Problem gestoßen, das seine Zweifel von Neuem nährte: Wenn es einen, und *nur* einen Gott gab – wieso unterschieden sich dann die Vorstellungen der Menschen von ihm auf so grundlegende Weise? Darüber hatte er sogar ein Buch veröffentlicht: „Die Phänomenologie Gottes“. In dem hatte er sich bemüht, das Bild des Einzigen und Wahren aus den Gottesvorstellungen und religiösen Praktiken sämtlicher Menschheitskulturen herauszudestillieren. Was auf den ersten Blick wenig schwierig erschien, schließlich gab es so etwas wie eine Entwicklungsgeschichte der Religion:

Begonnen hatte es in der Urzeit mit der Verehrung der Seelen der Ahnen – die Idee einer unsterblichen Seele war allen menschlichen Religionen gemein. Später wurden aus den Seelen Geister, die unter jedem Stein und in jedem Fluss steckten und besänftigt und beschworen werden wollten. Die Geister wiederum wurden irgendwann zu Göttern, erst lokalen, dann Stammesgöttern. Im Zuge der Sesshaftwerdung vor zehntausend Jahren wurden diese wiederum zu einer arbeitsteiligen Göttergruppe verbunden, die nach und nach nicht nur für den Stamm, sondern für ein ganzes Volk, eine Kultur, ja eine Zivilisation zuständig war. Schließlich wurde einer

der Götter dieses Pantheons zum Haupt- oder Himmelsgott erklärt und die „Nebengötter“ irgendwann ganz weggelassen. Am Ende stand als Glaube an einen einzigen, personenhaften Schöpfergott der abrahamitische Monotheismus, und zwar erst in Gestalt des Judentums, dann des Christentums und schließlich in Form des Islams – der letzten und höchstentwickelten Stufe der Religion, könnte man somit sagen.

Hier allerdings war er auf das erste Problem gestoßen: Denn offenbar waren nicht alle mit dieser religiösen „Evolutionsgeschichte“ einverstanden. Wer wie Juden und Christen das Götzentum als durch den Monotheismus überwundenen Aberglauben bezeichnete – der musste konsequenterweise auch akzeptieren, dass Mohammed der letzte und somit maßgebliche Prophet jenes einzigen Gottes war; es sei denn, man bezeichnete Jesus‘ Nachfolger als Betrüger, was sich heutzutage niemand mehr trauen würde. Somit müssten die Juden ihre Synagogen und die Christen ihre Kirchen zusperren und sich in der nächstbesten Moschee Allah zu Füßen werfen.

Der Koran als letztgültiges Wort Gottes: Klappe zu und Affe tot. Damit hätte er sein Buch beschließen können – und zwar ganz im Sinne der Muslime, für die der Islam natürlicherweise in der ganzen Welt zu herrschen hatte.

Etwas in Siebenthal sagte ihm jedoch, dass dies nicht stimmte. Und wenn doch, wäre es entsetzlich für ihn und weitaus schlimmer, als gäbe es gar keinen Gott. Dann wäre es ihm lieber, Dawkins hätte recht und die angeborene Religiosität des Menschen wäre lediglich ein Abfallprodukt der Evolution des Bewusstseins und Religion nur ein Hirngespinnst.

Denn zu abstoßend war ihm das Kriecherische, Unterwürfige sowohl des Christentums als auch des Islams. Erstere glaubten an etwas so Absurdes wie eine Erbsünde, die es zu tilgen gelte. Der Blick ihrer Priester war verhangen, ihr Wesen weibisch und verdruckt, ihren Stolz zogen sie aus Buße und Selbsterniedrigung. Ihre zum Gebet gefalteten Hände stellten die Geste dar, mit der Leibeigene einst ihre Knechtschaft unter ihrem Lehnsherrn besiegelt hatten.

Muslime wiederum warfen sich beim Gebet ihrem Gott zu Füßen wie ihre Vorfahren, die sich ihrem weltlichen Herrscher nur auf Knien rutschend und mit auf den Boden geheftetem Blick hatten nähern dürfen. Gehorsam wie Sklaven, und wie diese umso unerbittlicher, wenn sie Macht gewannen über solche, die noch tiefer standen als sie selbst.

Im Zeichen der Liebe Allahs waren Mohammeds mordende und plündernde Truppen durch Asien gezogen. In Europa wiederum hatte man die letzten dem „Heidentum“ anhängenden Skandinavier mit einem Schwert an der Kehle von den Vorzügen des barmherzigen Christengottes überzeugt.

Es war diese augenscheinlich despotische Natur Gottes gewesen, die Zweifel in Siebenthal geweckt hatte. Denn sie stand im Widerspruch zu dem, was er als Wesen der verschiedenen Völker der Erde wahrnahm.

In Asien zum Beispiel existierte bis heute ein wildwüchsiges Nebeneinander der Anhänger verschiedenster Religionen: von Ahnenkult und Geisterglaube über den polytheistischen Hinduismus, den Buddhismus mit seinem ungreifbaren, nur das Wesen des Seins an sich verkörpernden Gottesbild, bis hin zum Konfuzianismus, einer rein philosophischen Gesellschaftslehre. Und dennoch besaßen all diese Glaubenssysteme als gemeinsamen Kern ein Menschen- und Gottesbild, das sich wie folgt ausdrücken ließ: *Du sollst ein Ganzes sein und nicht ein Einzelnes*. Harmonie und Einswerdung waren das Ziel, nicht individuelle Verwirklichung.

Im Christentum hingegen spielte die Gemeinschaft kaum eine, im Islam nur eine untergeordnete Rolle. Hier wie dort ging es vornehmlich um das Verhältnis des Einzelnen zu Gott. Sicher, wer ins Paradies gelangen wollte, musste auch gut zu seinen irdischen Brüdern sein. Doch stets drehte es sich um das Heil der eigenen Seele – in einem Fall zu gewinnen durch Selbstverleugnung und Feindesliebe, im anderen durch die Unterwerfung unter Gott. Man betete in der Gemeinschaft, aber ebenso allein – und nicht bloß für andere, sondern ebenso selbstverständlich für sich selbst.

Wer lediglich die Gegenwart kannte, mochte dies für selbstverständlich halten. Doch Siebenthal wusste, dass dies keineswegs der Kern aller Religionen gewesen war. In den antiken Religionen der Griechen, Römer, Kelten und Germanen ging es stets auch um das Heil der Gemeinschaft, sei es die eigene Familie, das eigene Dorf, die Sippe oder der Stamm. Niemand wäre auf die Idee gekommen, einen der alten Götter allein und nur für sich selbst anzurufen. Bat man um eine gute Ernte, dann für das ganze Dorf.

Doch das war nicht alles: Kein Europäer hätte sich vor seinem Gott, hieß er Zeus, Jupiter, Teutates oder Odin, in den Staub geworfen. Man stand respektvoll, aber aufrecht vor ihnen, verehrte sie, hielt sich an ihre Regeln, soweit man sie kannte, und kämpfte für sie, wenn es sein musste. Dafür wurde man vielleicht im Leben und danach belohnt; aber man empfand sich nicht als Untertan, sondern als Teil einer Familie, und das Heil des Einzelnen war stets mit dem aller verknüpft.

Darüber hatte Siebenthal lange nachgedacht. War nun der stolze Charakter der heidnischen Europäer, ihr Empfinden, ein Volk von aufrechten Gleichen zu sein und keine Masse von unterwürfigen Untertanen, bloß Ausdruck einer Verblendung gewesen, die mit der Hinwendung zum wahren Glauben, heute dem Christentum und morgen möglicherweise dem Islam, überwunden werden musste?

Vielleicht. Doch vor zwei Wochen, als er schon hatte aufgeben wollen, war ihm im Traum die Zeichnung erschienen.

Gerold Siebenthal befand sich inzwischen auf der halben Strecke seines üblichen Spaziergangs, zwischen der Steilküste am westlichen Ende des Boltenhagener Strands und der Seebrücke gegenüber dem Kurpark. Und genau dort begann es in ihm zu kribbeln, und ein noch gestaltloser Gedanke stieg in ihm auf. Er hielt abrupt inne, strich sich durch den Bart und starrte aufs Meer. Dann zog er das mittlerweile zerknitterte Blatt aus der Hosentasche, das er seit einigen Tagen ständig bei sich trug.

Er studierte zum hundertsten Mal die Zeichnung, die er nach seinem Traum hastig auf das Papier gekritzelt hatte: Drei mit germanischen Runen beschriftete Spiralkreise, deren Sinn ihm bis jetzt verborgen geblieben war.

Doch nun stöhnte er auf und schlug sich an die Stirn.

Denn plötzlich wusste er die Antwort.

Was der schlimmste Tag meines Lebens werden würde, begann mit trügerischer Normalität.

Odysseus war von seinem nächtlichen Streifzug zurückgekehrt und widmete sich seinem Futternapf in der Küchenecke. Meine Eltern saßen schon am Tisch. Papa trug eine schlichte dunkelgraue Baumwollhose und ein blaues Polohemd – also hatte er heute keine wichtigen Termine, sonst trüge er Anzug und Schlips. Mama hatte ihre dichten blonden Haare provisorisch hochgesteckt und war noch legerer in Leggings und ein weites T-Shirt gekleidet, dazu steckten ihre Füße in Flip-Flops; schließlich arbeitete sie im Homeoffice und Anna, unsere Haushaltsfee, kam nur dienstags und freitags.

Ich lehnte den Rucksack gegen meinen Stuhl am Tisch und schmetterte in blendender Laune ein „Guten Morgen!“.

„Morgen, Anngrit“, brumnten die beiden lediglich. Offenbar in ein Gespräch vertieft, erübrigten sie für mich nur einen Seitenblick.

Ich holte eine Tüte mit einfacher und eine mit Kakaomilch aus dem Kühlschrank. Aus dem Küchenschrank daneben zog ich das Vorratsglas mit der Mischung aus *Nestlé Lion Wildcrush Schoko & Karamell-Flocken* und staubigem Vollkornmüsli – wie fast alles in meinem Leben ein Kompromiss zwischen dem, was *ich* wollte, und dem, was meine Altvorderen für richtig hielten. Während ich die Frühstücksflocken mit Milch mischte, hörte ich ihnen zu.

„Du bist hoffentlich dabei, Armin“, setzte Mama das Gespräch fort, bei dem ich sie unterbrochen hatte. „Nicht wie letzthin, als ich mit dem Dachdecker allein dastand.“

„Mette, ich bin Schlag fünfzehn Uhr zur Stelle!“ Papa blickte unschuldig aus seinen tiefblauen Augen. Er hob sogar die Hand zum Schwur, während er sein gleichzeitig (!) mit Marmelade und Käse belegtes Vollkornbrötchen schwenkte. „Ich habe extra keine Termine geplant. Es ist ja meine faule Woche, nächste haben wir Land unter.“

„Das sagst du jedes Mal“, antwortete Mama skeptisch.

Ich begriff: Es ging um Papas Bekannten, einen Architekten, der heute Nachmittag kommen sollte, um den Ausbau unseres Dachgeschosses zu planen. Als wir vor acht Jahren von Dänemark nach Hamburg gezogen waren, konnte Papa das Haus aus Geldmangel nicht richtig

renovieren; aber nun war Mama im dritten Monat schwanger, und für dann vier Wesskamp würde es eng werden im Obergeschoss.

Jedenfalls sollten im Dachgeschoss fürderhin meine Räumlichkeiten liegen, während mein zukünftiges Brüder- oder Schwesterlein mein altes Zimmer neben dem der Eltern beziehen würde. So weit, so gut – nur hatte mich bis jetzt niemand nach meinen Vorstellungen gefragt. Deshalb hatte ich die letzte Woche mit einem aus Papas Werkzeugkeller entliehenen Zollstock die blanken Böden und unverkleideten Wände ausgemessen, online Baukataloge gewälzt und mir in Excel einen maßstabgerechten Plan gezeichnet, der sogar eine Maßkette aufwies. Vorgehen hatte ich ein eigenes Bad, einen begehbaren Schrank, eine neu zu errichtende Gaube und ein separates Zimmer, in dem meine Freundinnen übernachten könnten.

Ich stellte mein Glas mit Kakaomilch und meine Müsli-Schüssel auf den Tisch und setzte mich. Dann zog ich die vorbereitete Klarsichthülle mit dem Bauplan aus meinem Rucksack. Ich räusperte mich und sagte zu Papa: „Wenn ich es richtig verstehe, kommt heute dein Bekannter, um mein zukünftiges Zimmer zu planen. Hm, da habe ich mir gedacht, ich mache es ihm einfacher und zeichne schon mal einen Plan.“

Mama ließ fast den Löffel mit Joghurt und Obststückchen fallen, und Papa hörte vor Schreck auf zu kauen. Unbeeindruckt zog ich den Plan aus der Hülle und legte ihn zwischen den beiden auf den Tisch.

Sie betrachteten ihn erst nur misstrauisch, als könnte er explodieren, bis sich Papa ein Herz fasste und ihn zu sich heranzog. „Alle Achtung, da hast du dir ja richtig Mühe gegeben“, erwiderte er schließlich. „Allerdings: Rainer macht vorerst nur ein Aufmaß und begutachtet die Baustanz. Außerdem“, fuhr er in einem Ton fort, der bereits verriet, was kommen würde, „kannst du nicht einfach den ganzen Stock für dich beanspruchen. Da wollen wir noch ein Gästezimmer unterbringen, zum Beispiel, wenn Oma und Opa aus Aarhus kommen. Dann das mit der Gaube ... Darüber sprechen wir noch, wenn es so weit ist, okay?“ Er schob den Plan zu mir zurück und die Angelegenheit schien für ihn erledigt zu sein.

„Aber ich habe schon alles gemessen und auch ein Gästezimmer vorgesehen!“, rief ich empört.

„Hm, ja sicher, bloß doppelt genäht hält doch besser, meinst du nicht, mein kleiner Hase?“, fragte er augenzwinkernd. „Jetzt warten wir erst mal ab, was der Fachmann sagt.“ Er wandte sich wieder seinem Brötchen zu.

Eine Weile herrschte Schweigen, während ich beleidigt mein Frühstück löffelte. Dann wechselte Mama abrupt das Thema: „Sagtest du nicht, dass Ende der Woche die Australier entscheiden, ob sie unsere Drohne kaufen?“

„Deshalb habe ich ja – hoffentlich! – nur diese Woche Zeit“, erwiderte Papa. „Wenn nicht ...“ Er fuhr sich theatralisch mit dem Handrücken über die Kehle, streckte die Zunge heraus und rollte mit den Augen.

Es ging um diesen *Ghostfish*, verstand ich. Eine ausgeklügelte Seedrohne für das Militär, die mein Hamburger Opa Klaus als letzte Großtat hatte entwickeln lassen, ehe er vor drei Jahren bei einem Segelunfall ums Leben gekommen war. Allein ein Käufer existierte für das Wunderwerk bislang nicht, was Papa jetzt die Bilanzen verhagelte und ihn wegen irgendwelcher „aktivierter Entwicklungsaufwendungen“ sogar mit einem Bein im Gefängnis stehen ließ. Jedenfalls, wenn ich seinen gelegentlichen Tiraden am Abendbrottisch Glauben schenkte.

Nach dem Studium hatte er erst nichts mit NEMAS, den *Neptun Maritime Systems*, zu tun haben wollen, die Klaus einst in einer Garage gegründet und nach und nach groß gemacht hatte. Stattdessen heuerte er bei einer kleinen Firma im dänischen Aarhus an, lernte dort Mama kennen und verbrachte – wie er nicht selten bekannte – die glücklichste Zeit seines Lebens; eine Zeit, in der die staunende Welt auch meiner ansichtig wurde. Doch irgendwann war er mit Sack und Pack nach Hamburg gezogen, weil Opa immer weniger allein zurechtkam, war in seiner Firma eingestiegen und fiel seitdem, wie er sich ausdrückte, von einer Ohnmacht in die nächste. Spätestens seit er nach Opas Tod die Geschäftsführung übernommen hatte, redete er in immer finsternerer Worten von seinem Familienerbe. „Abrechnungsbetrug“ und „Bestechung“ hießen Worte, die ich ab und zu erlauschte, wenn Mama und Papa unter sich redeten.

Heute hingegen verband zumindest meine Mutter offenbar keine düsteren Gedanken mit dem Thema. Denn sie sagte: „Ich weiß nicht, Armin, ich habe so ein Gefühl, dass es mit Australien klappen könnte. Nur mal angenommen: Brauchen wir den Umbau dann überhaupt noch?“



Verblüfft blickte ich von der Schüssel auf und fixierte Mama ungläubig.

Auch Papa hörte wieder auf zu kauen. Vorsichtig, als navigiere er in einem Minenfeld, sagte er: „Ich weiß, was du meinst, aber ...“

Mama sah erst zu mir, dann zu ihm. „Findest du nicht, dass wir Anngrit zumindest in die Möglichkeit einweihen sollten?“

Sie wollte ihre Hand auf meine legen, aber misstrauisch geworden zog ich sie weg. Unbeirrt fuhr sie fort: „Anngrit, dein Vater und ich haben ja schon oft davon gesprochen, was für eine schöne Zeit wir in Dänemark gehabt haben. Und auch du kennst es ja gut und besuchst gerne die Ostseeoma und den Ostseeopa. Nun hat dein Vater mir damals versprochen, dass wir irgendwann wieder dorthin ziehen, wenn die Probleme in der Firma gelöst sind und man sie vielleicht sogar verkaufen kann – was möglich sein mag, wenn dieser Auftrag kommt. Kannst du dir das denn vorstellen?“

So jung ich war, verstand ich doch den Unterschied zwischen einer rhetorischen und einer ernstgemeinten Frage. Es war nichts anderes als die aus heiterem Himmel erfolgende Ankündigung, dass ich demnächst meine Heimat verlieren sollte. Ich ließ den Löffel klirrend in die Schüssel fallen. „Nein, tut mir leid“, fauchte ich, „das kann ich mir nicht vorstellen!“ Dazu bedachte ich die zwei mit einem rabenschwarzen Blick. „Meine Schule ist hier, alle meine Freunde sind hier, meine Pfadfinder und mein Judo und Onkel Jochen bringt mir gerade das Schießen bei. In Dänemark kann ich die Ferien verbringen. Aber was zum Teufel habe ich sonst dort verloren?“

Mama wollte mir durch die Haare streichen, aber ich wich ihr aus. „Aber das kannst du doch dort auch wieder finden“, meinte sie beinahe flehentlich.

„Warum soll ich dort etwas suchen, was ich hier schon habe?“, erwiderte ich ungerührt. War es etwa meine Schuld, dass meine Mutter hier, was mir nicht entgangen war, keine richtigen Freunde gefunden hatte? Und dass sie sich von meiner hiesigen Oma Beata, die ich wegen ihres christlichen Fimmels nur die Kirchenoma nannte, auf der Nase herumtanzen ließ? Sogar Odysseus, der wie jeder Kater einen Revierwechsel hasste, blickte alarmiert von seinem Futternapf hoch.

„Wenn ich die Streithähne einmal unterbrechen darf“, schaltete Papa sich ein. „Mette, ich muss daran erinnern, dass wir gerade über das Fell eines Bären sprechen, der, deine weibliche Intuition in allen Ehren, noch gar nicht erlegt ist. Selbst *wenn* wir den *Ghostfish*-Auftrag an Land ziehen, und selbst *wenn* ich einen Käufer für die Firma finde, reden wir hier eher über Jahre. Da wird noch eine Menge Wasser die Elbe runterfließen. Grundsätzlich“, sagte er, nun an mich gerichtet, „stimmt allerdings, was deine Mutter sagt. Wir haben den Wunsch, irgendwann wieder nach Dänemark zu ziehen. Aber bis dahin wird mein Bruder deine Schießausbildung hoffentlich abgeschlossen haben und du steckst in neuen Plänen, die sich ja vielleicht auch dort realisieren lassen.“

Vernünftig betrachtet, hatte er damit recht; nur reichte der zeitliche Horizont einer demnächst Dreizehnjährigen eben nicht über den nächsten Ferienbeginn hinaus. Deshalb bedachte ich ihn bloß mit einem wütenden Blick.

In diesem Augenblick klingelte Marina und beendete damit vorerst die Feindseligkeiten. Sie war wie jeden Morgen gekommen, um zusammen mit mir zur Schule zu radeln. „Ich muss los“, sagte ich. Ich griff nach dem wenig gewürdigten Umbauplan, der immer noch auf dem Tisch lag, um ihn im Rucksack zu verstauen – und später in den Müll zu werfen.

Doch Papa legte die Hand darauf. „Lass ihn da“, sagte er leise. „Ich zeig ihn nachher Rainer. Ich denke, wir werden den Umbau so oder so machen.“

„Danke.“ Ich stand auf und verließ die Küche, ohne Mama auch nur anzuschauen.

Im Flur öffnete ich die Tür und trat über die Schwelle hinaus in jene Welt, in der ich nicht Anngrit war, das Töchterlein, mit dem man verfuhr, wie einem beliebte, sondern Scha, die respektierte Anführerin einer Mädchenclique namens „Streichquartett“.

Marina empfing mich mit leuchtenden Augen.

### 3

Armin fuhr ausgehend von seinem Wohnbezirk Groß-Flottbek auf der Elbchaussee entlang, bis er durch den dichten Verkehr über mehrere Bundesstraßen und Autobahnen den am Stadtrand gelegenen Moorfleeter Deich erreichte. Dort – an einem idyllischen, naturbelassenen Abschnitt der Elbe – lag die ehemalige Schiffswerft, die sein Vater vor 30 Jahren gekauft hatte, als ihm erst seine Tüftlergarage und später die angemieteten Räume in einem Businesspark zu klein geworden waren.

Armin steuerte seinen BMW von der Straße in die Einfahrt der NEMAS B.V. – wie die *Neptune Maritime Systems* seit einem Namensstreit offiziell hieß, obwohl die inzwischen zumeist langgedienten Mitarbeiter unter sich immer noch vom „Neptun“ sprachen. Rechts vor ihm lag die kleine Werft, von der aus sie ihre Seedrohnen-Prototypen zu Wasser ließen, links ein Ensemble von Fertigungs- und Logistikbauten und direkt vor ihm ein vierstöckiges Verwaltungs- und Entwicklungsgebäude. 1.300 Menschen standen unterdessen in Vaters ehemaligem Start-up in Lohn und Brot, dazu kamen einige Hundert in Tochtergesellschaften rund um den Globus.

Vor der Einlassschranke bremste er und nickte dem hinter dem Schalter des Empfangsbau sitzenden Pförtner zu, der ihn natürlich kannte und die Schranke öffnete, ohne den Ausweis zu kontrollieren; ohnehin erfassten Kameras zusätzlich alle Insassen in ankommenden Fahrzeugen und glichen sie mit einer Mitarbeiterdatenbank ab – eine Vorkehrung, die sie als Rüstungsbetrieb treffen mussten. Armin fuhr weiter und parkte auf seinem reservierten Parkplatz vor dem Verwaltungsbau. Er hechtete die Eingangsstufen hinauf, die neben der Eingangstür kürzlich angebrachte Plakette mit der Aufschrift „Firma ohne Rassismus“ passierend. Eine Idee des Betriebsrates, der das bronzene Stück letzte Woche im Rahmen einer feierlichen Zeremonie enthüllt hatte.

Im Foyer begrüßten ihn Schautafeln und Schaukästen, die Meilensteine der Unternehmensgeschichte illustrierten. Am prominentesten war ein gläsernes Geviert, das die *Abys-1* enthielt – ein seinerzeit zukunftsweisendes Tiefenschleppsonar für die Kriegsmarine und der Grundstock für den Erfolg des Unternehmens. Noch gab es Platz für weitere Exponate, und auf einem davon

hätte der Betriebsrat nach Vaters Segelunfall am liebsten eine Büste des Patriarchen gestellt, sogar angefertigt auf Kosten der Belegschaft.

Armin hatte sich dies mit dem Hinweis verboten, dass er ein Unternehmen und kein Familienmuseum leite. Dennoch: Es war symptomatisch. Betriebsrat und Belegschaft hatten Klaus' Tod fast so sehr betrauert wie seine eigene Familie – was nicht nur menschlichen Sympathien geschuldet sein dürfte, sondern auch der Tatsache, dass die NEMAS über Tarif zahlte, dazu eine üppige Betriebsrente und allerlei sonstige Vergünstigungen gewährte. Alles schön und gut. Doch leider hatte sein Vater das Füllhorn zuletzt nur noch mithilfe unlauterer Machenschaften in Gang halten können, von Abrechnungsbetrug gegenüber den öffentlichen Auftraggebern über „kreative“ Buchführung bis hin zu Bestechung.

Währenddessen erdrückten die Lasten des *Ghostfish*-Großprojektes das Unternehmen mit der langsamen Unerbittlichkeit eines Eisberges. Klaus hatte entgegen Armins Rat darauf bestanden, die Entwicklung der Drohne auf eigene Faust und Kosten zu beginnen – völlig unüblich in der Branche, in der man sich Forschungsaufwendungen von einem militärischen Auftraggeber vorfinanzieren ließ. Nun war der *Ghostfish* ein technisch hervorragendes Gerät geworden; und doch konnte er dem Unternehmen wie eine zu schwere Ladung ein feuchtes Seemannsgrab bescheren, gelang es nicht binnen eines Jahres, zumindest *eine* Regierung von seinen Qualitäten zu überzeugen.

Aber das waren nicht die einzigen Gründe, die ihn von Anfang an mit NEMAS hatten fremdeln lassen. Es war nicht *sein* Unternehmen. Er verwaltete zusammen mit seinem Bruder Jochen im Grunde nur sein väterliches Erbe; eine Notlösung, weil die Familie einem fremden Geschäftsführer nicht traute, sein ältester Bruder Henoch sich mit Vater und in der Folge mit NEMAS überworfen hatte und ein Verkauf unmöglich war, solange die Hängepartie um *Ghostfish* anhielt.

Zwar akzeptierte ihn die Belegschaft inzwischen, doch eine Liebe war daraus nie geworden. Hinzu kam Mette und mit ihr Dänemark. Nach seinen ersten Lehrjahren bei einer Bremer Werft hatte ihn ein Segelurlaub mit Freunden in Dänemark auf die Idee gebracht, sich dort um eine Arbeit zu bewerben. In Aarhus hatte er sich schnell heimisch gefühlt und Dänisch gelernt. Mette

und er pflegten bis heute einen dänischen Freundeskreis, man traf sich zum Segeln, zum Grillen am Strand oder besuchte zusammen ein Konzert in Kopenhagen. Mittlerweile fühlte er sich dort wohler als in Hamburg, und auch wenn Anngrit es nicht einsehen mochte, empfand er es als sicherere und zukunftssträchtigere Heimat für seine Kinder.

Er erreichte den Empfangstresen, hinter dem ihn Frau Hußmann mit „Guten Morgen, Herr Weskamp!“ begrüßte.

„Moin, Moin!“, erwiderte er und spurtete die Treppe hinauf, in Richtung seines Büros im dritten Stock.

Im Vorzimmer empfing ihn die aufgestaute Hitze des Vortags. Das fast hochsommerliche Wetter – ungewöhnlich für Ende August – war einer drückenden Schwüle gewichen, die erst ein für den Nachmittag vorhergesagtes Unwetter auflösen sollte. Normalerweise traf Cordula Möller, seine Assistentin, schon vor ihm ein, lüftete durch und wässerte die zahlreichen Pflanzen. Mit denen hatte sie den Raum in eine Art Gewächshaus verwandelt, seit er ihre Vorgängerin, den von Vater geerbten Vorzimmerdrachen, in Rente geschickt und stattdessen sie mit der Aufgabe betraut hatte. Doch heute war von ihr keine Spur und ihr PC-Bildschirm war dunkel, wie er beim Durchgehen zu seinem eigenen Zimmer bemerkte.

Achselzuckend hängte er sein Sakko über den Drehsessel und warf seinen Schlüsselbund in die oberste Schreibtischschublade. Dann öffnete er die Fenster, um die Hitze entweichen zu lassen. Den unerwarteten Moment des Alleinseins nutzte er, um zärtlich über das in einer Ecke auf einem Podest aufgestellte Modell einer Drohne zu streichen. Wenn *Ghostfish* seine Nemesis war, dann war *Flipper* sein Traum. Das Gerät, das wie eine mit diversen Vorrichtungen bespickte Zigarre aussah, sollte seiner Meinung nach die Zukunft von NEMAS sein, zumindest ein bedeutender Teil von ihr. Statt feindliche Schiffe zu versenken, sollte sie Schiffbrüchige retten. Sie wäre die erste Seenotrettungsdrohne der Welt und Armin hatte einen guten Teil seiner Zeit in der Entwicklungsabteilung damit verbracht, ihren Bau voranzutreiben; gegen Vaters Widerstand, für den sie eine unrealistische Spinnerei gewesen war. Immerhin konnte *Flipper* inzwischen Schiffbrüchige aufspüren, ferngelenkt oder selbsttätig und dies unter allen Seebedingungen. Er konnte sie auch bergen, allerdings vorerst nur, indem die Opfer sich ihm an

festklammerten und festschnallten. Sein Fernziel war es, selbst hilflose oder bereits untergegangene Verunglückte zu retten.

Ironischerweise hätte *Flipper* vielleicht sogar seinen siebzigjährigen Vater retten können. Eigentlich ein erfahrener Segler, war Klaus Weskamp bei einem seiner geliebten, einsamen Kurz-Törns in der Nordsee von einem Unwetter überrascht worden und mit seiner Segeljacht gekentert und ertrunken. Jedenfalls wäre *Flipper* Armins erste Wahl, sollte es irgendwann zu einem Verkauf der NEMAS kommen und er ein eigenes, kleines, aber feines Seetechnikunternehmen in Dänemark gründen.

Armin setzte sich an den Schreibtisch, und ein Blick auf eines der drei Fotos darauf holte ihn in die Gegenwart zurück. Zwischen Porträts von Mette und Anngrit stand ein ironisches Geburtstagsgeschenk seiner Frau: Die Aufnahme eines echten *Ghostfish*, ein eleganter, halbtransparenter Räuber mit unheimlichen leuchtenden Augen, der am Boden der Tiefsee seinen Opfern auflauerte.

Armin war dabei, seinen PC hochzufahren, als er ein Geräusch aus dem Vorzimmer vernahm. Cordula? Er erwartete, dass sie demnächst hereinkommen und ihn begrüßen würde, und überflog so lange seine E-Mails. Als er damit fertig war und sie sich immer noch rar machte, wurde er stutzig. Was stimmte nicht? „Cordu, steckst du mal den Kopf zur Tür herein?“

Die Sechszwanzigjährige stammte aus Rostock, wo ihre Eltern, ehemalige Werftangestellte, in einem schlichten Plattenbau wohnten. Nach dem Abitur hatte Cordula bei der NEMAS eine Lehre zur Industriekauffrau absolviert und anschließend als Vertriebsassistentin gearbeitet. Sie war ein Hingucker, aber er hatte sie nicht wegen ihres Aussehens zu seiner Assistentin gemacht, wie viele ihm unterstellten, sondern weil sie fleißig, zuverlässig und tüchtig war; sogar einen defekten Drucker reparierte sie selbst.

Anfangs hatte es ihr ein wenig an Schliff gemangelt, doch das hatte er sanft korrigiert und sie auch sonst unter seine Fittiche genommen. Inzwischen waren sie ein perfektes Team und manchmal unterhielten sie sich, wenn sie, statt in die Kantine zu gehen, zusammen am

Schreibtisch aßen, über englische Literatur, die sie im Original las; denn sie war intelligenter und interessierter, als viele ihr zutrauten. Darüber machte sie nur kein Aufheben.

Als Cordula jetzt im Türrahmen auftauchte, waren ihre braunen Locken mit einem rosa Band zu einem Pferdeschwanz gebunden. Dazu passend war ihr weißes Sommerkleid mit einem pinkfarbenen Blumenmuster bedruckt und der Gürtel, der ihre frauliche Figur betonte, war aus rotem Leder gefertigt. Sie trug High Heels und der dezente Duft ihres Parfüms wehte zu ihm herüber. Eine Erscheinung, die jeden Hamburger Schmuddel-Tag in strahlendes Licht getaucht hätte – wären nicht die geröteten Augen und aufgequollenen Lider. Cordula hatte offensichtlich geweint.

„Guten Morgen, Armin.“

Ihr tapferer Ton konnte ihn nicht täuschen. „Komm rein und mach die Tür zu“, sagte er betroffen.

Als sie dies getan und sich auf einen der beiden Stühle vor seinem Schreibtisch gesetzt hatte, fragte er vorsichtig: „Ist etwas passiert?“

„Nein. Es ist bloß ... Es ist aus zwischen mir und Robert.“

Im Grunde war Armin erleichtert, denn er hatte Schlimmeres befürchtet. „Endgültig?“

„Ja.“

Ihr Ton ließ keinen Zweifel und ihm fiel jetzt auf, dass der ausgefallene Ring am Ringfinger ihrer linken Hand fehlte. Er war mit einem winzigen Mercedesstern aus Diamanten bestückt gewesen, ein Geschenk ihres Freundes, der als Kfz-Meister in einer Mercedes-Niederlassung in Rostock arbeitete. Nach ihrem Arbeitsantritt hier hatte sie sich eine Wohnung in Hamburg genommen, teuer und winzig, wie alles heutzutage in der Stadt, und war nur am Wochenende nach Hause gefahren. Ihr Freund hingegen war ein ausgesprochener Frauentyp, das hatte er zumindest von einem Foto geschlossen, das sie ihm einmal gezeigt hatte. Und nun war, vermutete er, eingetroffen, was in solchen Fällen zu geschehen pflegte. Davon wusste sein jüngerer Bruder Jochen als ehemaliger Marineoffizier ein Lied zu singen. Seine Frau hatte während seiner langen Abwesenheiten Trost in den Armen eines anderen gesucht, und daran war seine Ehe gescheitert.

„Das tut mir leid für dich.“ Etwas kam Armin zu Bewusstsein, was ihn schon lange beschäftigte. Vielleicht war es der Zeitpunkt, es anzusprechen. „Hör mal, Cordu: Du bist jetzt, wie lange?, sechs Jahre bei uns?“

Sie nickte.

„Und all die Zeit über pendelst du zwischen Rostock und Hamburg hin und her. Das geht nicht gut auf die Dauer, in keiner Hinsicht, das kann ich dir sagen. Mein Bruder, zum Beispiel, hat am Ende auch wegen seiner langen Einsätze auf See seine Ehefrau verloren. Vielleicht“, sagte er vorsichtig, „solltest du einmal ...“

„Aber es gefällt mir hier und in Rostock finde ich nichts Vergleichbares!“, schnitt sie ihn ab.

„Das meine ich doch auch nicht. Wenn, wie soll ich es sagen, der Berg nicht zum Propheten kommt ... Ich glaube, die Hälfte meiner männlichen Belegschaft würde dich vom Fleck weg heiraten. Als alte Jungfer wirst du nicht enden, darauf wette ich meinen Anteil an der Firma.“

Sie errötete und erschien zugleich geschmeichelt. „Aber ich habe ihn geliebt“, protestierte sie.

Doch für ihn klang es schon nur pflichtschuldig. Sie würde schnell darüber wegkommen. Vielleicht war es eher die Kränkung und weniger die Trauer über den Verlust des vermeintlichen Traummannes. Er hob die Hände. „Das alles braucht natürlich Zeit. Und es geht mich auch nichts an.“ Er räusperte sich. „Wollen wir durchgehen, was heute anliegt?“

Kaum hatten sie dies getan und er war wieder allein, klingelte das Telefon, das er nur auf Cordula umstellte, wenn er ungestört sein wollte. Jochen, erkannte er im Display und nahm sofort ab.

„Moin, Armin“, meldete sich sein jüngerer Bruder und klang hektisch.

Normalerweise verfügte Jochen als langjähriger Soldat und zuletzt Kommandant einer Korvette über eine fast unheimliche Selbstbeherrschung und Ruhe. Umso mehr alarmierte Armin die Aufregung in seiner Stimme.

„Es gibt Neues in Sachen *Ghostfish*“, fuhr Jochen fort, ohne ihn zu Wort kommen zu lassen. „Kann ich rüberkommen?“

„Ja, klar.“



Nachdem er aufgelegt hatte, sprang Armin aus dem Stuhl und wanderte durchs Zimmer. Er hatte seinen Bruder auch deshalb überredet, seine militärische Laufbahn abzubrechen und mit ihm zusammen den NEMAS-Karren aus dem Dreck zu ziehen, weil er wertvolle Kontakte in militärische Kreise besaß und sich in ihnen bewegte wie der sprichwörtliche Fisch im Wasser. Er war Fleisch von ihrem Fleische, während ihm selbst jene schneidige, akkurat auf Kante gelegte Welt mit ihren eigenen Ritualen und Gebräuchen stets fremd geblieben war. Den Beamten im australischen Verteidigungsministerium, der federführend für das Drohnenbeschaffungsprojekt war, kannte Jochen zufällig von einem gemeinsamen Manöver der deutschen und australischen Marine. Natürlich gab dergleichen nicht den Ausschlag, dafür waren schon zu viele beteiligt, aber gewisse Hoffnungen hatte Armin sich trotzdem gemacht.

Was mochte nun geschehen sein, dass sein Bruder sich wie ein kopfloses Huhn aufführte? Bereits vor Monaten hatte die NEMAS die letzten Unterlagen im Ministerium eingereicht. Seitdem wurden sie dort zusammen mit denen ihres letzten verbliebenen Wettbewerbers, einem britischen Konsortium, auf Herz und Nieren geprüft, und am Freitag stand die Vergabeentscheidung des Ministers an. Bis dahin sollten sie nichts hören, eigentlich ... Armin schwante nichts Gutes.

Dann stürzte Jochen ins Zimmer, mit glühend roten Backen, was Armin noch nie bei ihm erlebt hatte.

„Was ist los?“, fragte er unwirsch. „Sind wir etwa vorzeitig aus dem Rennen?“

„Aber nein“, stotterte Jochen. „Die Briten sind wegen Bestechung disqualifiziert worden. Wir haben den Auftrag!“

Nachdem ihn die Erkenntnis wie Blitz getroffen hatte, war Siebenthal in sein Haus hinter den Dünen zurückgeeilt. Dort angekommen, hastete er ins Arbeitszimmer. Er fegte das auf dem Schreibtisch liegende Exemplar seiner „Phänomenologie Gottes“ ebenso beiseite wie Klarsicht-  
hüllen voller Ausdrücke und unvollendeter Texte. Dann zog er das gefaltete Blatt mit der Zeichnung aus der Hosentasche. Er glättete es sorgsam und legte es auf die freigewordene Fläche. Sich setzend, betrachtete er sein Traumbild mit völlig neuen Augen:



Die einzelnen Elemente hatte er bereits vorher verstanden: Es handelte sich zum einen um Runen des Älteren Futhark, des frühesten Alphabets jener germanischen Schriftzeichen, und zum anderen um die drei Kreisbögen einer Triskele; nur dass Letztere auf dem Kopf stand, denn üblicherweise lagen der einzelne Kreis oben und die beiden parallelen unten. Die Rune links oben stellte das Zeichen Othala dar. Sie stand für den Laut „O“. Die beiden Runen rechts oben lasen sich „VE“ und die beiden unten in der Mitte „VI“. Schon vorher hatte er vermutet, dass die Othala für den Gott Odin stand. In dieser Bedeutung wurde sie auch ab und zu von neuhheidnischen Grüppchen verwendet.

Rätselhaft war ihm jedoch die Bedeutung der übrigen Runen und der Triskele geblieben. Jedenfalls bis vorhin, als einige unscheinbare Zeilen der Edda in seinem Inneren aufgetaucht waren, über die er irgendwann gestolpert war, ohne ihnen irgendeine Bedeutung zuzumessen. Er stand wieder auf, lief zu seinem Bücherschrank an der gegenüberliegenden Wand und zog eine Ausgabe der altnordischen mythologischen Überlieferung hervor. Fieberhaft blätterte er in ihr, bis er endlich fand, wonach er suchte: Es stand in der Gylfaginning, einem Teil der Jüngerer Edda. Der Form nach die Reise des schwedischen Königs Gylfi in der Verkleidung eines alten Mannes in das Götterheim Asgard. Dort wollte jener Gylfi herausfinden, was es mit den

mächtigen Asen, den Göttern des nordischen Pantheons, auf sich hatte – was Odin ihm in einem Frage-und-Antwort-Spiel erklärte. Wonach Siebenthal suchte, stand im sechsten Kapitel:

*„... Er [Burri] war schön von Angesicht, groß und stark und hatte einen Sohn, der Borr hieß. Dieser vermählte sich mit Bestla, der Tochter des Riesen Bölthorn; da gewannen sie drei Söhne: Der erste hieß Odin, der zweite Vili und der dritte Vé. Und dies ist mein Glaube, dass dieser Odin und seine Brüder die Lenker von Himmel und Erde sein werden.“*

Während er das „O“ schon zuvor mit Odin verbunden hatte, war ihm nun ebenso klar, dass „VE“ für den Gott Vé und „VI“ für den Gott Vili stand. Für sich genommen, musste dies nichts heißen, schließlich kannte die nordische Mythologie Hunderte von Göttern. Doch jetzt betrachtete Siebenthal die über seinem Schreibtisch hängende Weltkarte und kombinierte sie mit der Symbolik der Triskele: Der Kreis links oben, realisierte er, stand offensichtlich für den Westen, also Europa, der rechts oben für Asien und der untere für Afrika einschließlich des Orients. Somit war Odin der Gott der Europäer, Vé derjenige der Asiaten und Vili der der Afrikaner. Doch da die menschlichen Großrassen und ihre Kulturen einst gemeinsam aus dem afrikanischen Urmenschen hervorgegangen waren, waren die Kreise nicht getrennt, sondern in einer Triskele verbunden.

Das war für Siebenthal allerdings nicht das Entscheidende. Vielmehr kannte er nun die Antwort auf seine lebenslange Suche nach dem wahren Gott: *Es gab ihn nicht. Sondern es gab drei.* Deshalb und aus keinem anderen Grund unterschieden sich die religiösen Vorstellungen der orientalischen, europäischen und asiatischen Kultur so fundamental. In ihr spiegelte sich nichts anderes als der Charakter ihrer jeweiligen Götter: Vilis Wesen glich dem eines orientalischen Herrschers, der bedingungslose Unterwerfung erwartete. Vé verlangte Hingabe und Einswerdung mit dem Ganzen, die Auflösung des Ichs.

Und Odin? Gewiss forderte auch Er Gefolgschaft. Aber Unterwerfung? Siebenthal schüttelte den Kopf. Nein, er war sich sicher, dass das nicht stimmte. Odin ging es, fühlte er, um die Verfolgung eines gemeinsamen Heils, aber durch stolze Freie, nicht durch Sklaven. Das alles wurde ihm mit einem Mal klar. Wie blind war er doch die ganze Zeit gewesen!

Er setzte sich wieder und die Gedanken wirbelten durch seinen Kopf und er musste sie erst einmal ordnen. Drei Götter statt einem. Das erklärte einiges, warf jedoch andererseits neue Fragen auf. Zum Beispiel: Wieso gab es nicht nur einen Gott? Und wieso ausgerechnet drei? Das verstand er noch nicht. Fast alle religiösen Kosmogonien gingen von einem einzigen Schöpfergott aus. Gab es mehrere, waren die zusätzlichen eher Assistenten des Einen und Wahren. Der Edda zufolge lenkten die drei Brüder jedoch Himmel und Erde gemeinsam, waren somit gleichberechtigt. Konnte man dies auch so verstehen, dass sie die Welt in drei Reiche aufteilten, die jeder für sich regierte?

Siebenthal lehnte sich im Stuhl zurück, seufzte und schaute durchs Fenster seines Arbeitszimmers auf das Meer, das vor sich hin brütete wie er selbst. Was ihm zuerst als Lösung erschienen war, warf ebenso neue Probleme auf. Eines jedoch hatte sich geändert: Bislang war seine Suche eine einsame gewesen. Nun hatte er das Gefühl: *Er war nicht mehr allein*. Sein Gott hatte ihn erhört, Er hatte ihm etwas mitgeteilt und sie würden einen gemeinsamen Weg gehen, der gerade erst begann. Dies erfüllte Siebenthal mit einer Wärme und Zufriedenheit, die er lange nicht mehr, vielleicht noch niemals gespürt hatte.

Und wer war sein Gott? Odin natürlich. Schließlich war er Europäer und kein Asiat oder Afrikaner. Wenn er so darüber nachdachte, ergaben sich jedoch schon hier zwei Probleme: Odin war ja nur *ein* Gott, wenngleich der Hauptgott des germanischen Pantheons. Was aber war mit all den anderen, die ihm geläufig waren? Etwa mit der Liebesgöttin Freya? Oder dem Wettergott und Beschützer der Menschen Thor? Oder Tyr, dem Kriegsgott und Hüter des Rechts? Wenn er das, was er nun als seine Offenbarung ansah, richtig interpretierte, konnte dies lediglich ein Missverständnis sein. Es musste sich um Emanationen, Gestaltwerdungen, ein und desselben Gottes handeln. In diesen verkörperte Er jeweils eine andere der ihm von den Menschen zugeordneten Rollen. Odin blieb Odin, mochte Er nun gerade den Schleier der Liebesgöttin oder den Helm des Kriegsgottes tragen.

Oder vermutete er dies nur? Siebenthal tat etwas, was er von nun an immer tun wollte: Er lauschte in sich hinein. Denn dort, irgendwo in der Tiefe seines Bewusstseins, oder seiner Seele, war Er in ihm. Vielleicht nicht immer oder oft unbemerkt, aber dort musste er Ihn suchen und

um ein Signal dafür bitten, ob das, was er gerade dachte, stimmte. Und er vernahm jetzt eine Art zustimmendes Brummen.

Siebenthal hatte sich nie Gedanken darüber gemacht, wie sich eine religiöse Offenbarung anfühlte. Seine Absicht war es gewesen, sich dem Göttlichen allein durch die Sammlung von Wissen und die Arbeit seines Verstandes zu nähern. Auf einmal begriff er, dass all die Steintafeln, die Stimmen aus brennenden Dornbüschen, die Flammenschriften an Wänden und nächtens in der Höhle zum heiligen Diktat anrückenden Erzengel nur Hokusfokus waren, bestimmt für ein abergläubisches Publikum. Echte Offenbarungen stellten stets ein stummes – oft, ahnte er, mühsames – Zwiegespräch dar zwischen dem Verstand, der Seele und dem in ihr zu Gast weilenden Gott.

Seine Gedanken kehrten zum Inhalt jenes Zwiegesprächs zurück. *Ein* Gott also, kein Pantheon, alles andere hätte ihn auch gewundert. Doch wie sollte er ihn nennen? „Odin“ war nur die spätere nordgermanische Namensvariante jenes Gottes, den die Südgermanen „Wodan“ oder „Wotan“ nannten und der noch im englischen „Wednesday“ steckte. Es ging jedoch, stellte sich nun heraus, nicht ausschließlich um die Germanen, sondern um alle Europäer. Zeus hatte der Hauptgott der Griechen geheißen, Jupiter der der Römer, und bei den Kelten war es am ehesten Teutates gewesen. Der Name eines slawischen Gottes wollte ihm spontan nicht einfallen. Wie also könnte man verdeutlichen, dass Odin, ähnlich wie seine scheinbaren Nebengötter, nur der Name ein und desselben Gottes für alle Europäer war? „Ozeujutes“ etwa? Nein, das klang schrecklich. Dann kam Siebenthal die Erleuchtung. Wie so oft lag die Lösung im Offensichtlichen: Europa und Odin – „Eurodin“ sagte er laut vor sich hin. Wie klang das? Wieder lauschte er in sich hinein und vernahm jedenfalls keinen Widerspruch.

Gerade wollte er den Namen auf ein Blatt notieren, als ihn ein Miauen ablenkte. Fortuna war durch die im Sommer stets geöffnete Terrassentür hereingeschlichen. So hatte Siebenthal das Kätzchen getauft, weil er weder ihren Besitzer noch ihren richtigen Namen kannte. Das zierliche Geschöpf mit dem schwarz-weiß-gefleckten Fell besuchte ihn ab und zu und ließ sich von ihm inzwischen kraulen. Liebevoll hob er sie in seinen Schoß und sagte: „Du hast mir Glück gebracht. Dafür bekommst du ein Stück Fisch.“

Er trug sie auf den Armen in die Küche und holte dort ein aufgetautes Stück Seelachs aus dem Kühlschrank. Das legte er auf einen Teller und überließ Fortuna ihrer unverhofften Leckerei.

Zurück im Arbeitszimmer, schrieb er nun den neuen Namen seines Gottes auf. Dabei merkte er, dass noch etwas fehlte – und es hatte mit der Betonung des Wortes zu tun. „Eurodin“, auf der ersten Silbe betont, klang eher nach einer EU-Behörde als nach einem Gott. Da fiel ihm ein, wie oft im altnordischen Original der Edda ein Akut auftauchte, der die Betonung des Wortes bestimmte. Also ergänzte er ein „“ über dem „o“, sodass sich „Euródin“ ergab. Das sah nicht nur besser aus und verlieh dem Namen etwas Unverwechselbares, es sprach sich nun auch „Euródin“ aus, oder am besten gleich „Juróudin“ – schließlich war Englisch und nicht Deutsch die Sprache des modernen Europäers.

Und was sagte Er dazu? Siebenthal nahm in sich ein Achselzucken wahr. Vermutlich war es seinem Gott egal, solange Er sich gemeint wusste und es nicht despektierlich klang. Schließlich standen alle Gottes-„Namen“ lediglich für allgemeine Umschreibungen des Göttlichen. *Odin* bedeutete je nach Lesart „der Inspirierte“ oder auch „der Wütende“, *Jabwe* „der, der ich bin“, *Buddha*, wengleich nur ein Mensch, „der Erwachte“ und *Allah* war schlicht das arabische Wort für „Gott“.

Siebenthal lehnte sich zurück und gönnte sich ein weiteres Seufzen. Der Gott, den er seit seiner Kindheit so verzweifelt gesucht hatte, trug nun immerhin einen Namen. Selbst wenn er sonst vieles über ihn noch nicht verstand.

Das Klingeln der Haustür riss ihn aus seiner Andacht. Ein Hausierer oder Spendensammler, nahm er an, ansonsten besuchte ihn niemand unangemeldet. Normalerweise öffnete er deshalb gar nicht, doch in seiner heutigen Beschwingtheit nahm Siebenthal es nicht so genau. Vielleicht klopfte das Glück ja heute ein zweites Mal an seine Tür.

Doch als er öffnete, stand vor ihm eine Dame mittleren Alters, die er nie zuvor gesehen hatte. Sie bot weder Tiefkühlkost noch Zeitschriften feil, sondern sagte: „Guten Tag! Ist zufällig meine Katze bei Ihnen?“

Das stürzte ihn in Verlegenheit. Er hatte sich nie darüber Gedanken gemacht, dass Fortuna einen Besitzer haben könnte, der sie vermisste. Leugnen war zwecklos, denn das Objekt der

Nachfrage schlich bereits zwischen seinen Beinen zur Tür, sich das Maul noch von der Mahlzeit leckend. Wahrscheinlich hatte sie die Stimme ihres Frauchens erkannt.

Die Dame hob sie hoch, schloss sie in ihre Arme und streichelte sie. „Jasmin, da bist du ja, du alte Stromerin!“

„Fortuna“ hatte ihm besser gefallen. „Tut mir leid, das wusste ich nicht! Sie kommt über die Terrassentür ins Haus und ich gebe ihr ab und zu ein bisschen Milch oder Fisch. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen.“

„Aber nein! Sie lässt es sich eben gerne gut gehen, nicht wahr?“ Sie schaute ihr ein wenig vorwurfsvoll in die dunkelgrünen Augen und kraulte sie weiter. Dann blickte sie Siebenthal an: „Solange ich weiß, dass sie bei Ihnen ist, ist es nicht so schlimm. Mein Name ist übrigens Jensen und ich wohne die Straße hoch in dem gelben Haus.“

Siebenthal wohnte nun schon seit einigen Jahren hier und jetzt wurde ihm wieder bewusst, wie einsiedlerisch er lebte. Nicht einmal die Nachbarn in der Straße kannte er. Seine Ehe war seit etlichen Jahren vorüber, und der Weinhandel, mit dem er nach seinem Ausscheiden bei der Deutschen Bank im nahen Wismar sein Auskommen zu erwirtschaften versucht hatte, war auch deshalb nie richtig in Gang gekommen, weil er kaum Kontakte pflegte. Inzwischen hatte er das Geschäft aufgegeben und lebte von seinen Ersparnissen.

Er streckte seiner Besucherin die Hand hin. „Gut, Frau Jensen, schön Sie kennenzulernen! Vielleicht sehen wir uns ja dann und wann in feliner Angelegenheit wieder.“ Es wäre der passende Moment, sie zu einem Kaffee einzuladen und zum Beispiel über Jasmin alias Fortuna auszufragen. Nur nicht gerade jetzt, wo ... Wenn er ehrlich war, selbst später nicht. Er fürchtete, sie würde ihm mit Trivialitäten über einen Ex-Mann, einen Sohn, ein Rückenleiden oder was auch immer die Zeit stehlen. So war es eben mit ihm.

„Ja, bestimmt“, antwortete sie. „Dann wünsche ich Ihnen noch einen schönen Tag“, sagte sie mit gewisser Enttäuschung in der Stimme.

Wieder allein und diesmal auch katzenlos, seufzte er und ging zurück ins Arbeitszimmer. Dort erstellte er am PC ein neues Worddokument und gab ihm die Überschrift: „Die Geschichte der Götter und der Menschen.“

Denn jenes heiÙe Gefühl der Erwartung in seiner Brust, das er am Morgen am Strand verspürt hatte: Es war zurückgekehrt.